

60 Jahre Institut für Ethnologie und Afrikastudien

MAINZER BEITRÄGE ZUR AFRIKAFORSCHUNG

Band 14

Herausgegeben von

Thomas Bierschenk, Anna-Maria Brandstetter,
Raimund Kastenholz, Matthias Krings, Carola Lentz

60 Jahre Institut für Ethnologie und Afrikastudien
Ein Geburtstagsbuch

herausgegeben von
Anna-Maria Brandstetter und Carola Lentz



RÜDIGER KÖPPE VERLAG · KÖLN

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-10: 3-89645-814-0

ISBN-13: 978-3-89645-814-8

© 2006

RÜDIGER KÖPPE VERLAG

Postfach 45 06 43

D – 50881 Köln

www.koeppe.de

Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung: DIP-Digital-Print, Witten

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Printed on acid-free paper which falls within the guidelines of the ANSI to ensure permanence and durability.

DAS AUTONOME DOKTORANDINNENKOLLOQUIUM 1990-98 UND EIN EPILOG VON 2006

*Anette Rein, Julia Rajkovic-Kamara, Susanne Schröter,
Eike de Vries, Renate Ammann, Volker Gottowik, Annika Wieckhorst*

Das ADK – unser Autonomes DoktorandInnenkolloquium – ist noch immer das Glanzstück meiner Erfahrungen, die ich mit meiner Zeit vom Wintersemester 1988/89 bis zum Sommersemester 1994 als wissenschaftliche Mitarbeiterin von Karl-Heinz Kohl am Mainzer Institut für Ethnologie und Afrikastudien verbinde. In der Vielfalt meiner Rollen als Mutter, Mitarbeiterin, Reisende (1987 wurde mein Sohn geboren, und jede Woche pendelte ich mit meiner Familie 700 km zwischen Süddeutschland und Mainz) und vor allem als Doktorandin fühlte ich mich verloren zwischen den vielen Ansprüchen, mich in neuen sozialen Netzen¹ einzuweben und gleichzeitig Leistungen auf den verschiedensten Ebenen in einem eng gesteckten Zeitplan zu erbringen. Meine Suche nach Gleichgesinnten führte letztendlich zur Gründung des ADK.

Mein Versuch, Ursprünge und Entwicklungen des ADK für diese Festschrift nachzuvollziehen, machte deutlich, wie schwer es ist, gelebte Praxis, die nicht von Anfang an dokumentiert wurde, zu rekonstruieren. Meine Ordner mit den vielen Fotos der Gruppe sind auf den Umzügen quer durch die Welt verloren gegangen. Nur ein Ordner mit einer Liste der TeilnehmerInnen aus dem Jahre 1993 und Kopien der zu dem Zeitpunkt behandelten Themen der Mitglieder tauchte wieder auf. Hingegen blieben alte Vorlesungsverzeichnisse im Privatbesitz verschollen, so dass ich Anne Brandstetter um Hilfe bei der Recherche im Institut bitten musste. Wir versuchten, mit den uns noch bekannten alten Mitgliedern der ersten Gruppe Kontakt aufzunehmen, um möglichst viele Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Am meisten verblüffte, dass alle die Idee gut fanden, jedoch von Anfang an die Erinnerungen sich gewaltig in den Details unterschieden. Das ging schon los bei der Frage, wer Gründungsmitglied war, wer wen ansprach, wann das ADK gegründet wurde, und wie lange es bestand – und ob es das ADK heute noch gibt.²

Wir entschieden uns dafür, die einzelnen Stimmen nebeneinander bestehen zu lassen und nichts zu begradigen – als Dokument, wie unterschiedlich historische Ereignisse erinnert werden. So spricht jede/r für sich selbst, und das ADK bleibt damit in seiner wichtigsten Eigenschaft – als autonome, bunte, „herrschaftsfreie“ Vielfalt – bestehen.

Ich erinnere mich noch, auf Susanne Schröter zugegangen zu sein, die mich vor allem auch dadurch beeindruckte, dass sie ihre Tochter im Buggy in das Institutskolloquium mitbrachte. Töchterchen Anna blieb ruhig und schnarchte irgendwann leise vor sich hin, während wir in theoretischen Ebenen schwelgten. Ich erinnere

1 Von 1985-87 war ich auf Feldforschung auf Bali.

2 In der Tat gibt es seit 2005 wieder ein von DoktorandInnen selbst organisiertes Kolloquium – unabhängig und autonom neben den „offiziellen“ Examenskolloquien des Instituts; siehe dazu den Epilog von Annika Wieckhorst.

mich auch an eine lange Debatte darüber, ob wir eine reine Frauengruppe gründen oder auch Männer mit aufnehmen sollten; Susanne und Julia Rajkovic hatten schon länger eine Arbeitsgruppe zu feministischen Themen und wollten dazu auch promovieren. Das positive Ergebnis der Debatte lässt sich aus dem großen „I“ im „Autonomen DoktorandInnenkolloquium“ ablesen, auf dessen Namensfindung wir sehr stolz waren und das einige Unruhe im Institut auslöste. Es kamen Kommentare wie: „Doktoranden stünde es nicht zu, ein eigenes Kolloquium zu veranstalten“, und es sei „undenkbar, ein eigenes Postfach für die Gruppe zu haben“.³ Schon das Adjektiv „autonom“ löste widersprüchliche Reaktionen aus, und wir hielten uns die Möglichkeit offen, je nach Bedarf „autonomes“ oder auch „allgemeines“ sagen zu können.

Für mich bleibt die gute Erinnerung an die Möglichkeiten, die uns die Universität Mainz damals „gestattete“. Wir konnten unsere Initiative in der Form legalisieren, dass wir mein Büro als Treffpunkt nutzen durften, die Treffen während unserer Arbeitszeit (viele von uns hatten zu unterschiedlichen Zeiten Stellen am Institut) stattfanden und unsere Ankündigungstexte in den Vorlesungsverzeichnissen des Instituts veröffentlicht wurden.

Die damaligen Strukturen der Universität ließen genügend Ressourcen, uns – außerhalb der regulären Zeitvorgaben – zu finden und gemeinsam Themen zu bearbeiten. Zur ersten Gruppe gehörten: Renate Ammann, Volker Gottowik, Julia Rajkovic, Anette Rein, Cornelia Rothfuchs, Susanne Schröter, Roland Stein und Eike de Vries. Wir luden neue Kollegen und DoktorandInnen aus dem Institut später dazu – wie Holger Jebens ab 1993 und Bettina Schmidt, die jedoch nicht dabei blieb. Laut Sonja Speeter waren von 1995 bis 1998 außer ihr und den oben genannten noch folgende Kolleginnen beteiligt: Barbara Dehnhard, Jona Jasper und Uta Reuster-Jahn.

Ziel der Zusammenarbeit war die Promotion und die gemeinsame Begleitung bis dahin. Die Methode war die regelmäßige Präsentation von Kapiteln der Arbeiten durch die einzelnen TeilnehmerInnen mit anschließender gemeinsamer Diskussion. Die jeweils zu besprechenden Texte lagen zur Vorbereitung im Idealfall schriftlich vor. Um zu üben, sich in der Redezeit zu disziplinieren, erinnere ich, dass wir teilweise mit einer Eieruhr die Zeit der einzelnen Beiträge stoppten.

Die vom ADK Begeisterten versuchten auch an anderen Universitäten, das Modell eines autonomen Diskussionsforums einzuführen – jedoch mit unterschiedlichem Erfolg. Sonja konnte in Hamburg kein Ohr für ihr Begehren finden, während es mir in Leipzig, wohin ich nach der Promotion im Dezember 1994 ging, gelang, eine interdisziplinäre Gruppe nach dem ADK-Modell für vier Jahre mitzugestalten.

Die Frage von Anne Brandstetter, ob wir wirklich so etwas wie einen „herrschaftsfreien Raum“ hatten, kann ich mit ja beantworten. Wir sprachen viele Aspekte an, von denen wir wussten, dass sie vor einer anderen Zuhörerschaft nicht

3 Auf diesen Aspekt wies mich Anne Brandstetter hin, die sich daran erinnerte. Sie schilderte mir noch einmal, wie schnell fehlende inhaltliche Auseinandersetzungen auf administrative Argumente verlagert werden. Da eine Schlüsselverweigerung nicht möglich war, da ich über den offiziellen Zugang verfügte, diskutierten wir eben über die Genehmigung eines Postfaches, welches wir später doch erhielten [Mündliche Mitteilung 7.6. und 8.6.06.].

hätten diskutiert werden können. Aber genau diese Freiheit wollten wir, auch wenn sie nicht immer angenehm war.

Für mich war das ADK entscheidend, um die Fülle meiner Feldforschungsdaten in Form einer Dissertation zu bewältigen. Viele Tipps kamen aus der Gruppe, und wenn niemand im Moment weiter wusste, so war doch klar, dass die Diskussionen weiter gehen würden. Selbstverständlich standen wir auch miteinander in Konkurrenz, und es konnte manchmal heftig gestritten werden. Aber ich erinnere die Zeit gerne als ein ausgezeichnetes und vor allem freiwilliges und autonomes Übungsfeld.

Anette Rein

Als Susanne Schröter und ich Anfang der 1990er Jahre das ADK gründeten, geschah das bei mir aus dem Bedürfnis heraus, ein kritisches Forum zu haben, in dem wir gegenseitig ein Feedback auf unsere Promotionsvorhaben bekamen, die ja sonst eher im isolierten Einzelkampf entstehen. Das „autonom“ in unserem Namen war in Anspielung auf frühere studentische Politgruppen mit einem Augenzwinkern gewählt, entbehrte aber nicht völlig einer Grundlage, da wir ja autonom vom offiziellen Institutsangebot zusammenkamen. Mindestens eines von unseren Mitgliedern war aber auch meist durch Lehrtätigkeit mit einem Arbeitszimmer am Institut verankert. Wir trafen uns daher sowohl dort als auch privat. Viele von uns – so auch ich – hatten längere Feldforschungsaufenthalte absolviert und waren nun in der Phase der Auswertung und Umsetzung ins Schriftliche. Über viele Jahre war das ADK dann tatsächlich eine Gruppe, die sich regelmäßig und diszipliniert traf und ihre eigene Diskussionskultur entwickelte, in der offene, konstruktive Kritik bei Respekt vor dem anderen funktionierte. Wichtig für mich war dabei, dass die Auseinandersetzung mit den Forschungstexten geistig anregend war und keine hierarchischen Strukturen und Notwendigkeiten der Bewertung (wie zwischen DozentIn und StudentIn) dem im Weg standen.

Julia Rajkovic-Kamara

Unsere Idee war die Schaffung eines Forums, in dem wir unsere Dissertationen fortlaufend diskutieren konnten, sowohl inhaltlich als auch in Bezug auf praktische Probleme wie Finanzierung, Lustlosigkeit und Selbstzweifel. Die Gruppe war während des gesamten Schreibprozesses sehr unterstützend und hat verhindert, dass einzelne in häuslicher Isolation verschwanden. Jedes Mitglied hatte die Möglichkeit, die eigene Arbeit kapitelweise von anderen lesen und kommentieren zu lassen und sich bereits in einem frühen Stadium einer Beurteilung von außen zu stellen. Das hat manche Unschärfen im Vorfeld ausgebügelt und zu einer klareren Argumentation ermuntert. Trotzdem würde ich heute rückblickend sagen, dass das ADK eine aus einem Mangel geborene Notlösung war und uns die Anleitung durch erfahrene *elders* in vielerlei Hinsicht gefehlt hat.

Susanne Schröter

Meine Lehre aus dem ADK bezieht sich auf die Erkenntnis über die Gemeinsamkeit von Interessen. Man kann auf viele Weisen zusammen arbeiten, und meistens führt das auch zum Erfolg. Einfach, weil es sein musste, das Ziel ist definiert, gegeben und zu erreichen. Über die Qualität der Zusammenarbeit und die Zufriedenheit darüber ist damit noch nichts festgestellt, und das ist meistens auch keine Frage. In diesem Fall aber doch! Wem es beim ADK nicht gefiel, der oder die konnte ja wegbleiben. Taten wir aber nicht! Wir trafen uns regelmäßig, um konzentriert und intensiv zu besprechen, was wir vorher an unseren Dissertations-Texten gelesen und mit Kommentaren versehen hatten. Das gemeinsame Interesse, so meinte ich damals, bezog sich auf die Erstellung der eigenen Dissertation unter verbesserten Arbeitsbedingungen, d.h. ein qualifiziertes Echo auf die eigene Leistung zu bekommen und damit eine Einschätzung des Geschriebenen zu erhalten. So etwas gab es sonst nicht. Sicher, eine Dissertation wurde durch unsere Diskussionen nicht grundlegend besser oder schlechter. Aber der Lernprozess über das Arbeiten an der Erstellung eines Textes war gut. Was mit Schweiß und Herzblut aufgeschrieben worden war, wurde im ADK womöglich gekürzt, in neue Sätze gesetzt und umstrukturiert. Und vielleicht erwies es sich dann tatsächlich als viel besser denkbar und schreibbar. Oder eben nicht, aber die Denkei über die verschiedenen Versionen wurde diskutiert, bis alle sie verstanden hatten. Und dann hatte man seine Argumente sortiert, mit denen man weiterdenken und die Texte bearbeiten konnte. Die Unterstützung durch die *peer group* war wichtig, aber funktioniert hat sie vor allem, so meine ich, weil wir – zielstrebig, ignorant und womöglich hilflos – nur das Interesse an der Fertigstellung der Dissertation im Kopf hatten und keine anderen Erwartungen in die Diskussion trugen. Es hat für eine gute Zeit funktioniert.

Eike de Vries

Obwohl ich meine Dissertation aus beruflichen und privaten Gründen nicht beendet habe, waren die Diskussionen und Präsentationen der jeweiligen Arbeitsphasen aller Beteiligten eine echte Hilfe und boten mir viele Anregungen. Außerdem waren die sehr unterschiedlichen Themen- und Länderschwerpunkte eine riesige inhaltliche Bereicherung. Und nicht zuletzt waren die Mitglieder des ADK sehr nette und interessante Persönlichkeiten, die einen auch in schwierigen Phasen mitgerissen und unter Umständen auch mal getröstet haben.

Renate Ammann

Wir waren mächtig stolz auf uns. Damals! Weil es uns gelang, einen produktiven Arbeitszusammenhang zu schaffen und über viele Semester hinweg aufrechtzuhalten. Schließlich waren wir uns bewusst, dass ein funktionierendes Doktoranden-Kolloquium – zumal ein autonom geführtes – keine Selbstverständlichkeit ist.

Bevor ich nach Mainz kam, hatte ich bereits Erfahrungen mit einer anderen Doktorandengruppe gesammelt: mit einer Gruppe ethnopsychoanalytisch ausgerichteter Kollegen, die gruppenintern produzierte, was sie vorgab, nur zu analysieren. Nach dieser Erfahrung war das ADK der lebendige Beweis dafür, dass es auch anders geht: ohne ideologische Selbstbeschränkung miteinander zu diskutieren und Erkenntnisprozesse gemeinsam zu reflektieren.

Als Doktorand und angehender wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethnologie und Afrikastudien war ich Mitglied des ADK von der ersten Stunde an. Als besonders angenehm erinnere ich, über lange Zeit hinweg das einzige männliche Mitglied in dieser Runde gewesen zu sein und insofern einen Status eingenommen zu haben, der – zumindest in der Selbstzuschreibung – dem sprichwörtlichen „Hahn im Korb“ recht nahe kam. Aus dieser Position heraus eröffnete sich mit den Dissertationsvorhaben der Kolleginnen ein spannender und bislang kaum bekannter Kosmos: Frauen im Befreiungskampf in Simbabwe, Tempeltänzerinnen auf Bali, Männerphantasien auf Papua-Neuguinea – um nur die Themen zu nennen, die ich freihändig erinnere. Diese Themen zu diskutieren war spannend: Dazu gehörte auch, den Kolleginnen gelegentlich zu widersprechen – aus reiner Lust am Widerspruch; oder ihnen nachdrücklich zuzustimmen – nur weil sie an diesem Tag besonders hübsch anzuschauen waren. Das hat Spaß gemacht: sich auszuprobieren jenseits der real existierenden universitären Hierarchien. Zum ADK gehörte jedoch auch, sich punktgenau vorzubereiten: die Texte der anderen gelesen zu haben und sich selbst unter Druck zu setzen, um in regelmäßigen Abständen neue Kapitel der eigenen Dissertation vorstellen und in der Diskussion verteidigen zu können.

Die Diskussionen waren – meiner Erinnerung nach – zumeist fair. Auch wenn meine Weigerung, Begriffe wie „die Ethnologen“ oder „die Einheimischen“ mit großem „I“ zu schreiben, immer wieder zu bissigen Bemerkungen führte. Mein Argument, dass nämlich Sprache – verräterisch – Macht- und Herrschaftsverhältnisse spiegle und als solche analysiert, aber nicht kosmetisch behandelt werden müsse, prallte zu meinem Bedauern an der Uneinsichtigkeit meiner Kolleginnen ab. Schade!

Wahrscheinlich war genau das entscheidend: die Kontinuität über Semester hinweg. Doch nicht nur inhaltliche Diskussionen fanden statt, auch der persönliche Austausch nahm zu Beginn jeder Sitzung breiten Raum ein und – wie mir schien – immer breiteren Raum. Es muss an einem Morgen gewesen sein, an dem die Kaffeemaschine wie gewohnt heiß lief, jemand Kuchen mitgebracht hatte und der Tratsch über Gott und die Welt kein Ende nehmen wollte, als in Abwandlung des Akronyms ADK die Rede vom „Autonomen Damen-Kränzchen“ aufkam und sich – zur Verwunderung einiger – hartnäckig hielt. Doch vielleicht sollte man diesen persönlichen Austausch nicht gering achten. Auch er gehörte dazu und schaffte den Rahmen, der eine kritische und bisweilen auch kontroverse Diskussion erst ermöglichte.

Das Ende des ADK kam, ohne uns allzu sehr zu überraschen. Schließlich stand es nicht unvermittelt als Ausdruck unseres Scheiterns am Humboldtschen Ideal eines selbst bestimmten (Promotions-) Studiums vor uns, sondern hatte sich als Resultat seiner konsequenten Umsetzung seit langem angekündigt: Es kam mit den akademischen Abschlüssen, die wir erlangten, oder auch mit den bewussten beruflichen Entscheidungen, die weg von der Universität in die Politik oder den Kulturbetrieb führten. Insofern war die Auflösung des ADK notwendige Folge seines Erfolges.

Es heißt, dass man jede Geschichte auf mindestens zwei verschiedene Weisen erzählen könne. Doch ganz unabhängig davon, wie man die Geschichte des ADK erzählt, es dürfte stets deutlich werden, dass wir auch heute noch ein bisschen stolz auf uns sind.

Volker Gottowik

Epilog Die „Dok-AG“ 2005

Als ich im Frühjahr 2005 an das Institut für Ethnologie und Afrikastudien kam, ging es mir wohl ähnlich wie damals Anette Rein, wenn sie schreibt: „besonders als Doktorandin fühlte ich mich verloren zwischen den vielen Ansprüchen, mich in neuen sozialen Netzen einzuweben und gleichzeitig Leistungen auf den verschiedensten Ebenen in einem eng gesteckten Zeitplan zu erbringen.“

Gerade von einer einjährigen Feldforschung aus dem „Busch“ Nordbenins zurückgekehrt, neu in Mainz und noch recht unvertraut mit den im Forschungsverbund Biodiversity Monitoring Transect Analysis in Africa (BIOTA), in dem ich promoviere, sehnte ich mich nach Austausch mit Gleichgesinnten vor Ort. Vor allem der Dialog sollte dabei im Zentrum stehen. Leider kannte ich damals noch keine anderen Promovierenden am Institut, kam jedoch bald darauf durch das offizielle Doktorandenkolloquium von Thomas Bierschenk in Kontakt mit anderen „Leidensgenossen“, die ebenso wie ich vor sich „hin-doktorten“. Besonders Patrick Desplat, der im Rahmen des Sonderforschungsbereichs Kulturelle und sprachliche Kontakte promoviert, zeigte sofort großes Interesse an einer Arbeitsgemeinschaft. Der Anfang war gemacht. Gut ein Jahr nach Gründung zählt unsere „Dok-AG“ 14 Mitglieder, davon leider nur drei Männer. Pro Sitzung kommen zwar nicht immer alle, im Durchschnitt aber sind es ungefähr um die fünf Teilnehmer.

Den anfänglichen Terminplan halten wir immer noch ein – alle zwei Wochen treffen wir uns für eineinhalb Stunden, in denen ein/e TeilnehmerIn entweder ein aktuelles Kapitel aus der Dissertation, einen zu publizierenden Aufsatz, einen Fragebogen für die bevorstehende Feldforschung oder sogar eine Power-Point-Präsentation für eine kommende Konferenz zur Diskussion vorstellen kann. Die Texte müssen drei Tage vor dem Termin an alle TeilnehmerInnen per Email verschickt oder in den Reader Plus, eine elektronische Kommunikationsplattform der Uni Mainz, gestellt werden, so dass jede/r eine Diskussionsgrundlage hat. Zwar sitzen wir nicht mehr mit einer Eieruhr neben dem Vortragenden, achten aber auch sehr auf die Dauer der Ausführung. Dreißig Minuten hat der Präsentierende Zeit für den Vortrag, danach eine Stunde Diskussion. In dieser Stunde werden nicht nur kritisch unstimmige Inhalte und dergleichen angemerkt, sondern vor allem auch konkrete Hilfestellungen bei Schreibblockaden, Formatierungsfragen oder sprachlichen Formulierungen geboten. Wir sind alle in unterschiedlichen Stadien unserer Promotion und können dabei sogar auf den Rat von zwei, fast drei bereits Promovierten zurückgreifen, die ab und an mal zu uns stoßen – eine große Bereicherung!

Besonders interessant wird es, wenn – wie vor kurzem – afrikanische Gastdoktoranden am Institut weilen und unserer Dok-AG beiwohnen. Dann wird auch schon mal in einem Mix aus Deutsch, Englisch und Französisch diskutiert. Das

bringt neben den sprachlichen und kulturellen Einsichten auch die Möglichkeit, bei eigenen Unklarheiten noch einmal den wissenschaftlichen „Spezialisten vor Ort“ befragen zu können.

Alles in allem zeigt das rege Interesse an unserer Dok-AG den nach wie vor anhaltenden Bedarf an einer solchen Einrichtung. Aber nicht immer geht es dabei nur um den wissenschaftlichen Austausch. Das Gefühl, seiner Begeisterung oder häufiger noch seinem Frust über das (Nicht-)Vorankommen im schleppenden Promotionsprozess einfach mal freien Lauf lassen zu können oder aber zu merken, dass es allen anderen Promovierenden ähnlich ergeht, lässt auch neue Freundschaften und so etwas wie ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen, das unter anderem den „Motor“ zur Promotion am Laufen hält.

Annika Wieckhorst